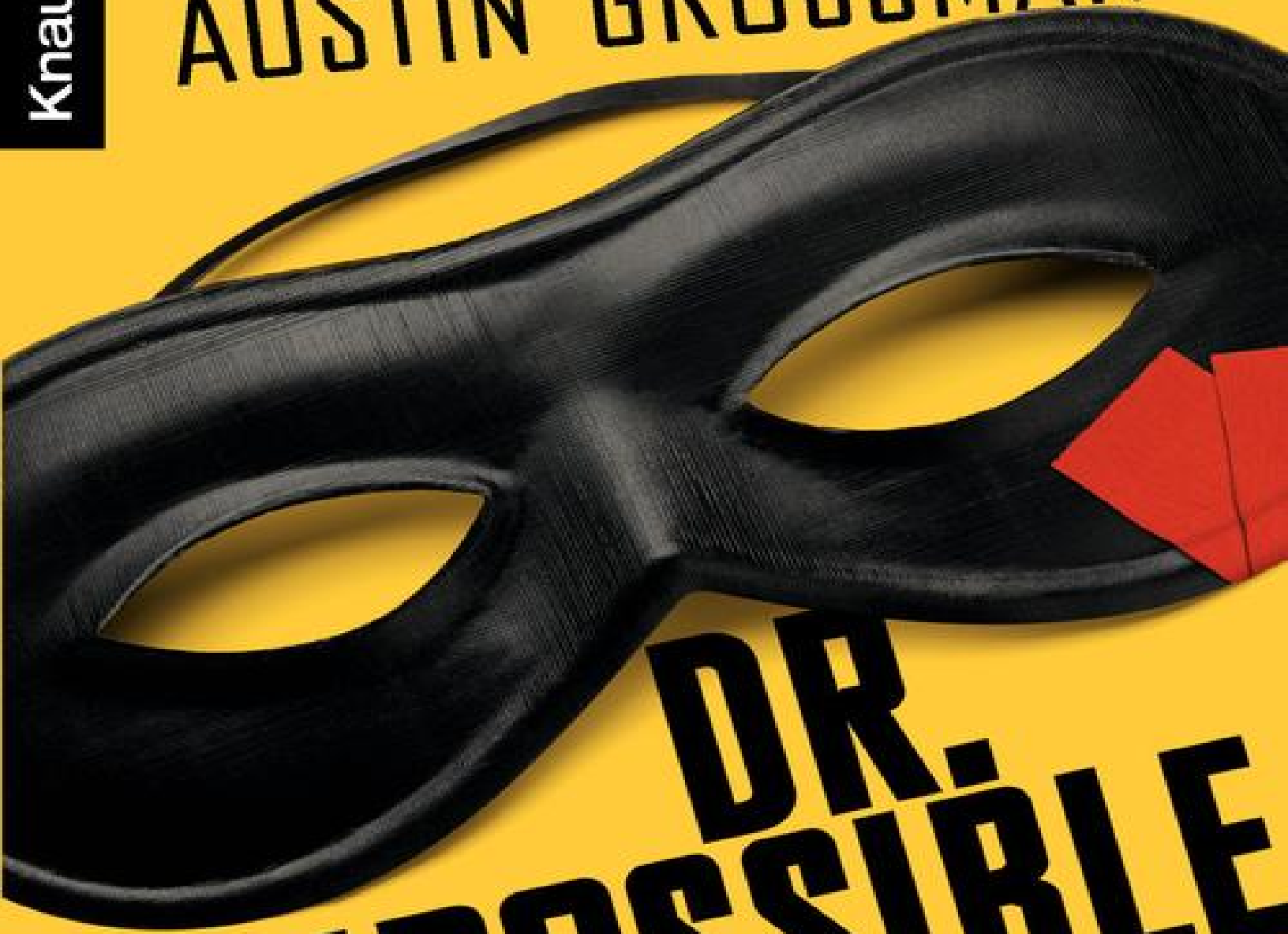


Knauer.

AUSTIN GROSSMAN



**DR.
IMPOSSIBLE
SCHLÄGT
ZURÜCK**

**EIN SUPER-
HELDEN-ROMAN**

Austin Grossman

**Dr. Impossible schlägt
zurück**

Ein Superhelden-Roman

Aus dem Englischen von Jürgen Langowski

Inhaltsübersicht

Widmung

Erster Teil

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel

Zweiter Teil

- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel

Dritter Teil

- 17. Kapitel
- 18. Kapitel

- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel

Anhang

- Auszug aus der internationalen metahumanen Datenbank, dritte Ausgabe
 - Helden
- Auszug aus der Geschichte der Superhumanen

Danksagung

*Meinen Eltern
Allen und Judith Grossman
gewidmet*

Erster Teil

1

Schon wieder eingelocht



An diesem Morgen befinden sich eintausendsechshundertsechundachtzig ungewöhnlich starke, begabte oder sonst wie mit Superkräften ausgestattete Personen auf der Erde. Hundertsechszwanzig von ihnen führen ein normales Leben als Zivilisten. Achtunddreißig werden in Forschungseinrichtungen festgehalten, die vom Verteidigungsministerium oder dessen ausländischen Äquivalenten finanziert werden. Zweihundertsechszwanzig aquatische Wesen können das Meer nicht verlassen. Neunundzwanzig sind permanent an einen bestimmten Ort gebunden – riesige Bäume und Genius Loci wie die Sphinx und die Pyramide von Giseh. Fünfundzwanzig sind mikroskopisch klein (dazu zählen auch die Infinitesimal Seven). Drei dieser Persönlichkeiten sind Hunde, vier sind Katzen, eine ist ein Vogel. Sechs bestehen aus Gas. Eine ist ein wandernder elektrischer Effekt, eigentlich eher ein Wetterphänomen als eine Person. Siebenundsiebzig sind außerirdische Besucher. Achtunddreißig werden vermisst. Einundvierzig sind für immer fort, ausgewandert in die alternativen Realitäten der Erde und die sich verzweigenden Zeitströme.

Sechshundertachtundsiebzig nutzen ihre Kräfte, um Verbrechen zu bekämpfen, vierhunderteinundvierzig nutzen sie, um Verbrechen zu begehen. Vierundvierzig befinden sich derzeit in Spezialgefängnissen für verstärkte Kriminelle. Bezüglich der letzten Gruppe ist die Tatsache

erwähnenswert, dass ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz von ihnen einen IQ von dreihundert oder mehr hat. Es sind achtzehn, um es genau zu sagen. Darunter bin ich selbst.

Ich weiß auch nicht, warum man deshalb als böse gilt. So etwas findet man eben am äußersten rechten Rand der Normalverteilung. Ich meine damit die Kurve, die herauskommt, wenn man sechs Milliarden Menschen einem Intelligenztest unterzieht und sich die zwölf höchsten Werte ansieht. Stellen Sie sich vor, wie Sie sich auf dieser Kurve nach rechts und bergab zu den Allerklügsten bewegen, bis die Neigung sanfter wird, über die oberste Million und die obersten zehntausend hinweg, die allesamt schon viel klüger sind als irgendjemand, den die meisten Menschen in ihrem Leben je getroffen haben, und weiter zu den obersten tausend. Hier wird es schon etwas dünn, und bei den letzten einhundert ist es überhaupt keine absteigende Linie mehr, sondern Sie sehen nur noch hier und dort einen einzelnen Punkt. Gehen Sie weiter bis zu den letzten Sandkörnchen, bis zu den Allerklügsten der Klugen. Es verwundert nicht, dass die Leute da draußen ein bisschen eigenartig sind. Aber man muss sich schon fragen, warum wir alle im Gefängnis landen.

Gewöhnlich erwache ich um 6.30 Uhr, eine halbe Stunde vor den anderen Insassen. In meiner Zelle gibt es keine Möbel – zum Schlafen muss ich mich auf einem grün markierten Rechteck ausstrecken. Dank der Beschaffenheit meiner Haut spüre ich es sowieso kaum. Die Anstalt ist

verstärkten Gesetzesbrechern vorbehalten, aber ich bin der Einzige, der gegenwärtig hier untergebracht ist. Ich bin ihr Ausstellungsstück, der ganze Stolz des Systems und ein fester Programmpunkt der Führungen, zu denen der Gouverneur seine hochrangigen Gäste einlädt. Sie kommen her, sehen sich die Vorstellung an und begaffen den Tiger im Käfig. Ich enttäusche sie nicht.

Der Wächter klopft mit dem Schlagstock aufs Plexiglas, also stehe ich langsam auf und trete in den aufgemalten roten Kreis, um mich scannen zu lassen. Röntgenstrahlung, radioaktive Strahlung, alles Mögliche. Dann darf ich mich anziehen. Dafür stehen mir acht Minuten zur Verfügung, in denen sie die Route überprüfen. In acht Minuten kann man über viele Dinge nachdenken. Ich denke darüber nach, was ich tun will, wenn ich hier herauskomme. Auch über die Vergangenheit.

Hätte ich Schreibutensilien, dann würde ich vielleicht einen Leitfaden verfassen, der als Ratgeber und Anregung für die nächste Generation maskierter Krimineller, verkorkster Wunderkinder und einsamer Genies dienen könnte - für jene, die noch lernen müssen, anders zu empfinden, oder die es von Anfang an begriffen haben. Für diejenigen, die klug genug sind, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Es gibt einige Dinge, die sie wissen sollten. Irgendjemand muss es ihnen sagen.

Ich bin kein Verbrecher. Ich habe weder ein Auto gestohlen noch Heroin verkauft oder einer alten Dame die

Handtasche geklaut. 1978 habe ich einen Quantenfusionsreaktor konstruiert, 1979 eine orbitale Plasmakanone, 1984 einen riesigen Roboter mit Laseraugen. Ich habe versucht, die Welt zu erobern, und hätte beinahe Erfolg gehabt. Ein Dutzend Mal, und ich bin noch lange nicht fertig.

Wenn sie mich schnappen, stellen sie mich immer vor den Internationalen Gerichtshof, denn genau genommen bin ich eine souveräne Macht. Solche Verfahren haben Sie sicher schon gesehen – der Elementar, Rocking Horse, Dr. Stonehenge. Sie stecken einen in einen Kasten aus Glas und Stahl. Ich bin auch ohne meine Geräte noch gefährlich. Die Leute starren einen an und können nicht glauben, wie harmlos man aussieht. Sie verlesen eine lange Liste von Anklagen, als wäre es eine Lobeshymne. Eigentlich ist es keine Gerichtsverhandlung, denn ein Freispruch kommt sowieso nicht in Frage. Aber wenn man höflich ist, lassen sie einen am Ende vielleicht ein paar Worte sagen.

Alle stellen Fragen. Alle wollen die Gründe wissen. »Warum haben Sie den Präsidenten hypnotisiert? Warum haben Sie die Chemical Bank übernommen?«

Ich bin der klügste Mensch auf der Welt. Früher habe ich in der Öffentlichkeit ein Cape getragen und gegen Leute gekämpft, die eine Metallhaut hatten, die fliegen oder mit Blicken töten konnten. Ich habe CoreFire ebenso standgehalten wie dem Super Squadron und den Champions. Jetzt warte ich in der Cafeteria in derselben Schlange wie die Scheckfälscher und denke darüber nach,

ob der Automat noch Schokoladenmilch hat. Und ob der klügste Mann der Welt in seinem Leben immer die klügsten Entscheidungen getroffen hat.

In einem Kreis bewaffneter Männer stehe ich vor der Tür, während meine Zelle von drei Spezialisten mit einem Koffer voller Instrumente überprüft wird. Aus den anderen Zellen ertönen Schreie, aufmunternde Rufe oder spöttische Bemerkungen. Sie wollen etwas geboten bekommen. Dann marschiere ich an den anderen vorbei, zwei gepanzerte Wachen mit schweren Hightech-Feuerwaffen folgen mir. Der Morgenappell der anderen beginnt erst, wenn ich draußen bin.

Im Gefängnis gibt es reichlich Gerede über meine Kräfte. Die Insassen glauben, meine Augen könnten Laserstrahlen aussenden, ich könnte mit einer Berührung Stromschläge austeilen, Leute vergiften oder nach Belieben durch die Wände gehen und ich wäre imstande, jedes Gespräch zu belauschen. Die Leute werfen mir auch verschiedene Dinge vor – gestohlenes Essbesteck oder unverschlossene Türen. Nicht ohne Stolz füge ich hinzu, dass es inzwischen sogar eine Bande gibt, die nach mir benannt ist: The Impossibles. Überwiegend Gentleman-Verbrecher.

Zu den Mahlzeiten und beim Hofgang darf ich mich unter das gewöhnliche Volk mischen, muss aber immer an einem eigenen Tisch essen. Ich habe sie viel zu oft durch meine Geschwindigkeit oder mit Täuschungsmanövern hereingelegt. Inzwischen servieren sie mir das Essen auf

Papptellern, und wenn ich mein Tablett abgebe, zählen sie das Plastikbesteck. Zweimal. Ein Wächter beobachtet meine Hände, während ich esse, ein zweiter sieht unter dem Tisch nach. Sobald ich sitze, muss ich die Ärmel hochkrempeln und wie ein Magier meine Hände von allen Seiten vorzeigen.

Sehen Sie sich meine Hände an. Die Hauttemperatur beträgt etwa sechsunddreißig Grad, falls Sie es genau wissen wollen, und die Haut selbst ist ein wenig spröde, wie ein gestärktes Hemd. Sie kann Pistolenkugeln abhalten. Fünf Stück waren es bei meiner letzten Verhaftung, als ich in Cape und Helm die Seventh Avenue hinaufannte und unter dem schweren Stoff schwitzte. Die Prellungen sind noch da, sie sind noch nicht ganz verblasst.

Außerdem habe ich ein paar weitere Qualitäten. Ich bin stark, viel stärker, als es einem Mann von meiner Größe zuzutrauen wäre. Wenn ich Zeit und Lust habe, kann ich einen Truck umwerfen oder einen Geldautomaten aus der Wand reißen. Allerdings renne ich nicht herum und lege die Stadt in Trümmer. Das ist nichts für mich. Als ich noch mit Lily zusammengearbeitet habe, war das ihre Aufgabe. Ich konzentriere mich eher auf die Wissenschaft. So halte ich es auch im Sonderflügel, wo die Duschköpfe aus Titan bestehen und sämtliche Armaturen eine Handbreit tief in Stahlbeton versenkt sind. Außerdem bin ich schneller, als man es mir zutrauen würde. Das liegt daran, dass sich meine Nervenbahnen durch den Unfall verändert haben.

Hin und wieder geht ein neuer Gefangener auf mich los, weil er hofft, sein Ansehen zu verbessern, indem er ein im Gefängnis selbst hergestelltes Messer an meinen Rippen zerbricht oder einen gestohlenen Bleistift, einen umgeknickten und geschärften Löffel. Meist geschieht es beim Essen oder beim Freigang. Ein erwartungsvolles Schweigen setzt ein, sobald er in den magischen Kreis tritt, jenen freien Raum, der sich zusammen mit mir bewegt. Die Wächter halten sich grundsätzlich zurück - vielleicht ist es eine bewusste Maßnahme, um mich von den anderen Gefangenen zu isolieren, oder sie wollen einfach nur beobachten, wie ich es an mir abprallen lasse und ihnen abermals vor Augen führe, dass sie den viertgefährlichsten lebenden Mann bewachen. Ich richte mich dann auf dem Metallstuhl ein wenig auf und lege meinen einsamen Plastiklöffel auf den Klappstisch.

Nach dem lauten Knall des Schlages breitet sich Schweigen aus, gleich darauf schrillen die Alarmglocken, dann der seufzende Zusammenbruch. Das Bündel Wäsche wird weggetragen, und ich habe Ruhe, bis der nächste tätowierte Hoffnungsträger einen Versuch unternimmt. Gern würde ich weitermachen und kämpfen, bis die Kugeln mich umwerfen, aber ich beherrsche mich. So dumm bin ich nicht. Es gibt dumme Verbrecher und kluge Verbrecher, und außerdem gibt es mich.

Ich sage das nur, damit Sie Bescheid wissen. Ich habe nichts von dem verloren, was mich ausmacht, auch nicht meine typische Gefährlichkeit, nur weil sie mir meine

Apparate, meine Hilfsmittel und meinen Gerätegürtel weggenommen haben. Ich bin immer noch der brillante, entsetzliche und diabolische Doctor Impossible. Unbesiegbar bin ich auch.

Alle Superhelden haben einen Ursprung. Sie machen viel Aufhebens um die Geschichte, wie sie ihre Kräfte erworben und ihre Bestimmung gefunden haben. Sie werden von einem radioaktiven Käfer gebissen und kämpfen fortan gegen das Verbrechen, sie bekommen Besuch von umherstreifenden kosmischen Göttern, sie suchen nach den verlorenen Tafeln von diesem und jenem und rächen ihre toten Angehörigen. Und die Schurken? Wir treten kostümiert und höhnisch grinsend auf die Bühne, um mit einer übergroßen Strahlenkanone oder einem kosmischen Wurmloch unserem unergründlichen Groll auf Gott und die Welt einen farbenfrohen Ausdruck zu verleihen. Aber warum rauben wir Banken aus, statt sie zu bewachen? Warum habe ich den Supreme Court eingefroren, mich für den Papst ausgegeben und den Mond als Geisel genommen?

Zufällig weiß ich, dass in meiner Akte so gut wie nichts steht. Ein paar ehemalige Tarnnamen, Zeitungsausschnitte, Zeugenaussagen von zwei alten Feinden. Ein Protokoll von der Peterson School und natürlich der Unfallbericht. Der Blitz war meilenweit zu sehen. Darüber reden die Leute, wenn sie sich Gedanken machen, wer ich bin – ein Sonderling mit unverständlichen Zielen und unzulänglichen

Fähigkeiten bei der Laborarbeit. Es gab jedoch noch einen weiteren Unfall, den allerdings niemand gesehen hat. Eine schleichende Katastrophe, die an dem Morgen begann, als ich hier ankam. Inzwischen hat sie auch einen Namen: maligne Hyperkognitionsstörung. Sie versuchen, die Krankheit an meinem Beispiel zu erforschen und herauszufinden, wie ich mich in den nächsten dreißig Jahren verändern werde.

Ich habe hier einen Therapeuten. Er heißt Steve und ist ein Rogerianer mit traurigen Augen, den ich zweimal die Woche in einem umgewidmeten Klassenzimmer aufsuche. »Sind Sie wütend?« – »Was wollten Sie denn *wirklich* stehlen?« Was ich ihm alles erzählen könnte – die Geheimnisse des Universums! Aber er will über meine Kindheit reden. Ich versuche, mich zu entspannen, und halte mir meine Situation vor Augen. Wenn ich ihn töte, schicken sie einfach den Nächsten.

Es könnte schlimmer sein. Manche Schurken erzählen von geheimen Einrichtungen in der Wüste von Nevada, wo sie unter schärfsten Sicherheitsvorkehrungen festgehalten werden. Dort sitzen die, vor denen sie wirklich Angst haben – diejenigen, die sie nicht töten und kaum kontrollieren können. Fünfzig Meter lange, mit Beton gefüllte Schächte, tiefgekühlte Zellen, deren Temperatur knapp über dem absoluten Nullpunkt liegt. Hier zu sein bedeutet, ein gefährliches Spiel zu spielen – der Löwe hat mich schon mit den Zähnen gepackt. Ich darf sie nicht zu sehr erschrecken. Aber Steve hat Fragen.

»Wer hat Sie als Erster geschlagen?« - »Wann haben Sie das Elternhaus verlassen?« - »Warum wollten Sie überhaupt die Welt beherrschen? Hatten Sie das Gefühl, Ihnen entgleite die Kontrolle?« Die Vergangenheit setzt mir zu, das ist der Nachteil eines eidetischen Gedächtnisses.

In meiner Branche ist es immer gefährlich, zu viel zu erzählen. Das weiß ich inzwischen. Das letzte Mal habe ich ihnen alles erzählt, habe ihnen wie ein Idiot verraten, wie ich es tun würde und dass sie mir nicht entkommen würden. Sie haben nur grinsend zugehört. Beinahe hätte es funktioniert. Die Berechnungen waren korrekt.

Als an jenem Morgen der Bus kam, regnete es heftig, und die Welt war eine graue Skizze ihrer selbst. Der Bus, weit und breit das einzige bewegliche Objekt, tauchte als verschwommener Umriss auf. Der Regen trommelte hohl aufs Plastikdach des Haltestellenhäuschens, meine Brillengläser beschlugen. Es war 6.20 Uhr, und ich stand benommen und im Halbschlaf mit meinen Eltern gegenüber von dem Parkplatz eines Motels in Iowa.

Eigentlich war es ein ganz besonderer Morgen, und ich hätte irgendetwas fühlen müssen. Es war eines der großen Ereignisse im Leben eines Menschen, wie eine Heirat oder Bar Mizwa, aber ich hatte noch nie so ein wichtiges Ereignis miterlebt und wusste nicht, wie es sich anfühlen sollte. Eine Stunde zuvor hatte mein Wecker geschellt, woraufhin mich meine Mutter in einen kratzigen Pullover steckte, der an diesem warmen Tag Ende September sofort

zu jucken begann. Wir gingen zum Auto hinaus, fuhren durch die graue, stille Stadt und das verlassene Zentrum und hielten am breiten Interstate 80 auf dem Parkplatz. Als meine Mutter den Motor abstellte, entstand ein kurzes Schweigen, während der Regen aufs Auto trommelte. Dann sagte mein Vater: »Wir warten mit dir an der Haltestelle.« Also rannten wir über den dampfenden Asphalt zu dem Plexiglashäuschen.

Es goss in Strömen, Autos und Trucks sausten vorbei, und wir standen da und warteten. Vielleicht hat irgendjemand noch etwas gesagt.

Ich dachte daran, wie in jenem Herbst das Leben an der Lincoln Middle School ohne mich weitergehen würde. Alle, die ich kannte, würden sich mit den neuen Lehrern zurechtfinden, der Matheleistungskurs würde mit Geometrie anfangen und mathematische Beweise durcharbeiten. Im Juni hatten wir vom Bildungsministerium von Iowa das Angebot bekommen, ich könne auf eine andere, neu eingerichtete Schule wechseln, die Peterson School of Math and Science. Im Vorjahr hatte unser Klassenlehrer einen standardisierten Test durchgeführt, und alle Schüler mit einem Ergebnis im oberen halben Prozent hatten so einen Brief bekommen. Meine Eltern hatten mich gefragt, ob ich nicht meine Freunde oder den Mathelehrer Mr. Reynolds vermissen würde.

Ich hatte ihnen gesagt, ich wolle wechseln, konnte mir da aber noch nicht vorstellen, wie komisch es sein würde, mit einer Reisetasche auf den Bus zu warten. Die anderen

Schüler würden sich an mich als den Burschen erinnern, der nie geredet und verrückte Bilder gemalt und immer dieselben Sachen getragen hatte, der geweint hatte, wenn sein Pausenbrot auf den Boden gefallen war, und angeblich sehr gut in Mathe gewesen war ... Was war bloß aus ihm geworden? Warum war er verschwunden?

Der Bus hielt, ein Mann stieg aus und kontrollierte die Handvoll unterschriebener Formulare, die ich ihm gab. Dann warf er mein Gepäck in das Fach, dessen Klappe er in der Seitenwand des Busses geöffnet hatte. Meine Eltern umarmten mich, und ich stieg die Stufen in die warme Dunkelheit hinauf, die nach dem Atem von Fremden roch. Unsicher betrat ich den mit schwachen Neonröhren beleuchteten Innenraum, wanderte an Sitzreihen und fremden Gesichtern vorbei und fand, gerade als der Bus anfuhr und den Parkplatz verließ, zwei leere Sitzplätze. Ich dachte noch daran, ein letztes Mal zu meinen Eltern hinauszuschauen, die mir nachsahen, dann hatten wir auch schon die Auffahrt erreicht und fädelten uns in den Durchgangsverkehr ein. Auf einmal hasste ich diesen nassen Morgen und die unpersönliche Hilfsbereitschaft meiner Eltern. Immer etwas zurückhaltend, als wollten sie nicht zugeben, dass ich zu ihnen gehörte. Ich war froh, fort zu sein und sie nicht mehr zu sehen, froh, an einen Ort zu kommen, wo mich keiner kannte, fort von der Stille in ihrem Haus und ihrer Zurückhaltung. Irgendwie sah ich mich selbst in einem Flammenmeer emporsteigen.

Wir fuhren durch den schiefergrauen Morgen, allmählich wurde es heller, auch wenn der Regen nicht aufhörte. Die meisten Fahrgäste schliefen, und ungefähr alle zwanzig Minuten hielten wir an und holten ein weiteres Kind ab, einen anderen, der so war wie wir. Die meisten Kinder waren vermutlich schon um drei oder vier Uhr aufgestanden, um den Bus zu erreichen, der quer durch den Staat fuhr. Alle dösten, schliefen oder starrten aus dem Fenster. Auch ich schlief ein wenig, obwohl es mir seltsam vorkam, inmitten dieser Fremden die Augen zuzumachen. Niemand sprach, aber irgendwie wuchs zwischen uns doch eine gewisse Verbundenheit, weil wir gemeinsam auf diese Reise ins Unbekannte gingen. Das würden wir nie vergessen. Für uns alle war dies der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. An diesem regnerischen Morgen, während der Motor dröhnte und achtundvierzig junge Geister träumten, entstand so etwas wie eine Gruppenidentität.

Die ersten paar Monate wurden wir in der Turnhalle einquartiert. Die Schlafsäle der Schüler waren nicht ordentlich kon-struiert worden und einer Überschwemmung zum Opfer gefallen. Sie mussten neu gebaut werden. Aufgehängte Tücher sollten uns ein wenig Privatsphäre verschaffen. Abends um 21.30 Uhr versammelten wir uns und wurden in Gruppen von jeweils fünfzehn Schülern in den Waschraum geführt. Es war komisch, den Mitschülern aus der Mathestunde im Schlafanzug zu begegnen, wie sie, jeder mit Zahnbürste,

Becher und Zahnpasta bewaffnet, schläfrig an die Waschbecken gescheucht wurden. Wir sahen uns, wie uns sonst nur unsere Eltern gesehen hatten. Dann kehrten wir zurück, legten uns in die Schlafsäcke und starrten zu den Motten hinauf, die unter der Decke flatterten. Um genau 22.15 Uhr wurde die Beleuchtung mit einem vernehmlichen Geräusch abgeschaltet, worauf sich ein Chor flüsternder Stimmen erhob. Es fiel mir schwer, in so einem großen Raum einzuschlafen - meine Ohren nahmen wahr, wie groß er war. Die Mädchen schliefen zwischen den Regalen und Lesetischen in der Bibliothek, aber ich habe nie erfahren, wie es war. Vielleicht, so stellte ich mir vor, war es dort stiller, und die Geräusche waren gedämpft, statt weit zu hallen.

Solche Dinge betrachteten wir nach einer Weile als normal, sie gehörten einfach zu unserem Leben: zusammengerollt auf dem harten Boden der kühlen Turnhalle aufwachen, nachdem wir die Nacht unter dem Kuppeldach verbracht hatten. Kaltes Sonnenlicht strömte durch die hohen Fenster herein, Stimmen hallten zwischen den Zuschauerrängen und den blau lackierten Dachsparren, die ersten Schüler rannten schon schreiend herum. Einige hatten einen Walkman und hörten abends noch lange nach dem Abschalten des Lichts Popmusik, was ich aus unerfindlichen Gründen schockierend fand.

Der Unterricht unterschied sich kaum von jenem, den ich auf der öffentlichen Schule genossen hatte. Die anderen Schüler waren vielleicht weiter fortgeschritten, aber

ansonsten herrschte im Klassenzimmer die gleiche Dynamik, als gebe es eine tief verankerte Gesetzmäßigkeit, der alle pubertierenden Schüler unterworfen waren. Idioten waren Idioten, Cliques waren Cliques, und die beliebten Schüler waren auch hier beliebt. Nichts hatte sich verändert, und ich hatte mir auch nicht recht vorstellen können, dass sich etwas verändern würde. Höchstens, dass ich jetzt schweigend in einer Speisesaal statt schweigend mit meinen Eltern aß.

Wenn ich über diese Zeit nachdenke, dann kommt es mir fast so vor, als betrachte ich einen Fremden. Jeden Tag wurde ich klüger und besser, ich war stark und stolz und ständig auf dem Sprung und wollte nicht, dass es irgendwann anders würde. Auf der Junior Putnam und der Westinghouse schloss ich mit den besten Noten ab, und glauben Sie mir, ich nahm gerade erst Fahrt auf. Wenn ich den Computerraum betrat, wo der Dunst von Kaffee und Plastik in der Luft hing und die Neonröhren summt, fühlte ich mich wie ein Preisboxer, der das Sägemehl riecht und die Jubelrufe der Menge hört.

Ich pflegte keine Freundschaften, nur eine aufs Fach beschränkte Kameraderie mit den besten Schülern in den wissenschaftlichen Fächern. Ansonsten verkörperte ich die übliche Mischung aus kleinlicher Arroganz und entsetzlicher Einsamkeit. Ich schämte mich für meine verzweifelte Gefallsucht und meine Unfähigkeit, sie zu kontrollieren. Warum sollte ich als einzigartig begabter und einmalig nutzloser Schüler eine Sonderstellung gegenüber

anderen Menschen einnehmen? Ich saß beim Essen allein und empfinde es heute als Segen, dass meine Tagebücher vernichtet wurden.

Im ersten Jahr gewann ich ein Stipendium von Ford für das Sommersemester. Ich hatte mich bereits entschieden, in diesem Sommer nicht nach Hause zu fahren, und das Stipendium war ein willkommener Vorwand. Meine Eltern wollte ich nicht sehen, denn ich hoffte sehr, mich in jemand anders zu verwandeln, in eine Person, die mit ihrem Haus und ihrer leisen Redeweise nichts zu tun hatte. Mit ihrer Freundlichkeit, wie ich erst mit Verspätung erkannte.

Ich war klug, doch niemand konnte ahnen, wie klug ich noch werden würde. Musterschüler gibt es wie Sand am Meer, aber nach einer Weile pendelt sich alles ein. Oder etwa nicht? Vielleicht bin ich nicht klüger als im letzten Jahr, allerdings weiß ich jetzt mehr. Dümmer geworden bin ich ganz sicher nicht.

Nein, ich war nicht immer so. Ich habe eine gute Schule besucht und langatmige Kurzgeschichten über meine unglücklichen Verliebtheiten geschrieben. Über eine meiner Angebeteten gab es sogar mal einen Artikel in der Schulzeitung. Alles über das Mädchen, das ich im Speisesaal, auf der Party und auf den Fluren sah, ohne jemals mit ihm zu sprechen. Ich habe mich kaum von den anderen Schülern unterschieden. Das dachte ich zumindest.

Sobald man eine gewisse Schwelle überschreitet, tauchen ganz neue Probleme auf: das Terrain befestigen und die Abwärme des Fusionsreaktors verbergen. Mein erstes unterirdisches Labor war ein schreckliches kleines Loch unter einem Vorstadt-Reihenhaus. Eines Morgens standen zwei Männer mit versteinerten Gesichtern in Leotards vor meiner Tür und verlangten zu sehen, woran ich arbeitete. »Da kann überhaupt nichts passieren«, sagte ich. Sie antworteten nicht. Ich bat sie herein und kehrte ihnen den Rücken zu, während ich mit meinen teuren Sicherheitsschlössern hantierte, aber wen wollte ich eigentlich damit täuschen? Der weiß gekleidete Mann hatte den gleichen Blick wie die Leute, die Röntgenstrahlen sehen können. Als schaue er bis auf die Knochen durch mich hindurch.

Ich war so vorsichtig wie möglich vorgegangen und hatte das Zubehör unter einem Dutzend falscher Namen eingekauft, wobei ich teilweise sogar Behörden als Tarnung benutzt hatte. Die Abwärme ging in die Hauptwasserleitung, und es gab genügend Hintergrundstrahlung, so dass eigentlich niemand hätte bemerken dürfen, was ich tat. Offensichtlich war ich aber doch aufgefallen. Auf dem Weg nach unten sprachen wir kein Wort. Aus der Nähe betrachtet, waren die beiden wenig vertrauenerweckend. Die Augen des Weißen standen zu weit auseinander, und er atmete höchstens einmal in der Minute sehr schnell ein und aus. Von dem Schwarzen bekam ich nicht viel mit, aber wenn es still war, hörte ich

leise, blecherne Stimmen und statisches Rauschen, als empfangen irgendeine kybernetische Komponente in seiner Brust versehentlich einen Kurzwellensender. Es war ein wenig peinlich, so ähnlich wie ein Furz.

Man konnte dem unterirdischen Labor ansehen, dass es mein erstes war. Wegen des Reaktors war es zu heiß, und es sah schrecklich aus. Ich sträubte mich, wickelte mich aus und startete schließlich einen kleinen Dimensionsbetrachter, mit dem ich herumgespielt hatte. Das Tor erwachte zum Leben, und durch das beschlagene Fenster konnten wir verschwommen den unförmigen Kopf eines fremdartigen Leviathans sehen, der durch den Äther schwebte wie ein Wal durchs Meer. Die Männer wirkten gelangweilt. Der Schwarze, dessen Name auf »tron« endete, hielt mir einen Vortrag darüber, dass ich nicht mit Dingen herumfummeln dürfe, von denen ich nichts verstand. Offensichtlich waren sie sauer, weil ich mich nicht wehrte. Als sie gingen, hatten sie mich als einen der vielen kauzigen Hobbyerfinder abgehakt, aber der Fehler war nicht mehr auszubügeln – das System hatte mich erfasst. Sie hatten meine Retinas gesehen.

Ein Cape zu tragen ist im gesellschaftlichen Leben nicht unbedingt von Vorteil. Es gibt einen traditionellen, unausgesprochenen und äußerst instabilen Waffenstillstand zwischen den verstärkten Kriminellen, der Roboterarmee, den Räufern und den handelsüblichen Feinden von James Bond. Meine soziale Gruppe ist im Grunde eine

Ansammlung von Psychotikern, Aliens und Mächtegern-Weltherrschern. Die Folge davon ist, dass mir Menschen wie Lily begegnen.

Lily wurde im fünfunddreißigsten Jahrhundert geboren. Sie ist das, was Sie vielleicht als Superschurkin bezeichnen würden, obwohl Lily gegen diese Definition sicher Einwände hätte. Wer das erste Mal auf sie trifft, starrt sie ausgiebig an – jeder tut das. Sie ist nicht völlig unsichtbar, sondern eher durchsichtig, als bestünde sie aus Plexiglas oder Wasser. Wenn man ihr Gesicht genau betrachtet, fällt neben den tief in den Höhlen liegenden Augen vor allem das vorgeschobene Kinn auf, das in schon zweihundert Jahren für die Menschen typisch sein wird. Man erkennt es sofort, wenn man einige Male im Zeitstrom auf und ab gereist ist und einige Möglichkeiten der fernerer Zukunft erkundet hat – die Machine Kings, den Nomadenplaneten, Steady State oder Telephony. Als wir uns trafen, starrte sie einfach durch mich hindurch, für sie war ich bloß irgendein Kerl auf dem Niveau eines Affen. Mit ihr verbindet mich allerdings mehr als mit den meisten anderen Menschen, die mir begegnen.

Als Lily in New Jersey zur Welt kam, lag die Erde im Sterben. Nur zweihunderttausend Menschen waren noch am Leben und streiften durch die leeren Städte und über die Prärien, die einst zu einer zivilisierten Welt gehört hatten. In ihrer Jugend hatte Lily tausend Quadratmeilen Gras, Wald und Highways direkt vor der Tür. Sie konnte auf dem alten Interstate 95, der rissig und überwachsen war,

tagelang hin und her fahren, ohne irgendjemanden zu treffen. Später erzählte sie mir von den verfallenen Brücken, die den East River hinüber zum verlorenen Ort Brooklyn überspannten. In der Ferne konnte man die Türme von Manhattan sehen. Dort suchte sie sich manchmal eine gemauerte Böschung, um ihr Mittagessen einzunehmen. Unten am stillen Meer, das Jahr für Jahr ein wenig stieg, wo der Wind ein paar Wellen erzeugte.

Ihre Welt war in eine Sackgasse geraten. Sie erzählte mir von der um sich greifenden Seuche und der trüben, sterbenden Sonne, in die sie schauen konnte, ohne zu blinzeln. Die paar Aliens, die vorbeikamen, flogen wieder weg, ohne sich zu verabschieden. In ihrer Zukunft fiel die Herrschaft über die Erde einer besonders erfolgreichen Algensorte zu, die im ganzen amerikanischen Nordwesten an der Küste gewachsen war, die Flüsse und Kanäle blockierte und noch meilenweit draußen auf dem Meer blühte.

Lily war dazu ausgebildet, eine Heldin zu sein. Die langfristig angelegte Problemlösung der Menschheit, nach strengen Maßstäben ausgewählt und genetisch verändert. Ein Team verzweifelter Wissenschaftler hatte Jahre daran gearbeitet und den Wettlauf gegen den Untergang der Menschheit aufgenommen, um Lily zu erschaffen und die Menschen zu retten. Sie war die Beste, die sie hatten, und sie vertrauten ihr.

Ein paar angespannte, tapfere Gesichter, das war der letzte Anblick, als sie aufbrach. Der unerschütterliche

Dr. Mendelson mit dem markanten Kinn und den grauen Haaren schüttelte ihr die Hand und leitete den Countdown ein, und dann verblasste die Welt vor ihr. Die Maschine, die sie in der Zeit zurückversetzte, konnte nur ein einziges Mal aktiviert werden. Die Sache war völlig klar: Sie hatte eine Liste von Zielen, ein Arsenal von Waffen, die in ihren SmartMesh-Anzug eingearbeitet waren, und den Auftrag, die Welt zu retten. Beinahe unsichtbar und unglaublich stark, war sie natürlich erfolgreich.

Jahre später, als sie es schaffte, die Maschine wieder in Betrieb zu nehmen und in ihre eigene Zeit zurückzukehren, war alles ganz anders. Die Erde, die sie gekannt hatte – und alles, was es auf ihr gegeben hatte –, war einer Welt voll glücklicher Fremder gewichen, und die Seuche war nie ausgebrochen. Da wurde ihr klar, dass sie die Stille und die sanfte Trauer ihres fünfunddreißigsten Jahrhunderts vermisste. Deshalb kehrte sie in unsere Zeit zurück und nahm sich nach ein paar Monaten Hightech-Ziele und die Infrastruktur vor. Sie ist immer noch auf freiem Fuß und sabotiert die ganze Welt, um die Ereigniskette zu finden, die in ihrer Version der Geschichte die Seuche ausgelöst hat. Die unsichtbare Fährte, die sie zu den untergegangenen Ruinen ihrer Heimat zurückführen könnte.

Mein anderer bester Freund heißt Pharaoh. Er ist ein Superschurke und ein Idiot.

Offiziell ist heute der letzte Tag im Herbst. In der vergangenen Nacht hat es einen verfrühten Frost gegeben, und hier sinkt die Kälte tief in die Steine ein. Die meisten Insassen gehen nicht mehr in den Hof hinaus. Niemand außer mir und einigen unerschütterlichen Rauchern, die müßig mit den Füßen im Dreck scharren und in der Kälte zusammenhocken, die ich seit 1976 nicht mehr spüre. Der Wind weht im Hof den Staub hoch und treibt Blätter durch den Stacheldrahtzaun. Unsere Anstaltskleidung flattert im Wind. Die meisten Bäume jenseits des Zauns sind kahl, nur die Eichen haben noch Blätter. Im Infrarot- und Ultraviolettbereich erkenne ich die Strahlen der Sicherheitsanlagen, die Antenne von KLNJ schickt pulsierende Niederfrequenzstrahlung über den Hügel.

Irgendwo da draußen fällt gerade Schnee auf Lily's Basis. Ich weiß nicht, wo sie sich befindet, aber jetzt, im Herbst, müsste sie ziemlich gut getarnt sein. Früher habe ich mich manchmal auf die Überwachungskameras eingestimmt, um die Wälder abzusuchen. Sicher ist sie tief vergraben – eine Schicht Schnee, Tannennadeln, gefrorene Erde, feiner Kies, Beton, Wasserbehälter und dann Titan.

Vor sechs Jahren traf ich sie in einer Bar. Sie rauchte. Ich weiß noch, wie die Flamme des Streichholzes wie eine Flüssigkeit über ihre wächserne Haut spielte. Einige kleine Dellen, wo sie einmal von einem Maschinengewehr erwischt worden war, konnte man noch erkennen. Sie hob die Zigarette an die Lippen und sog anmutig den Rauch ein, bis er sich in ihren Lungen kräuselte wie ein Geist in

der Flasche. Sie wollte sich nur in der Öffentlichkeit mit mir treffen. Ich glaube, wir hatten ein Problem, uns zu vertrauen.

Ich hatte mir große Mühe gegeben, um das Treffen zu arrangieren. Gern hätte ich sie gebeten wiederzukommen, aber so etwas konnte ich nicht besonders gut. Nicht einmal, bevor ich mich zu verstecken begann. Ich versuchte, mir einen wirklich guten Grund und ein überzeugendes Argument auszudenken. Aber selbst Superschurkinnen wollen sich lieber mit einem Helden verabreden. Manchmal frage ich mich, ob es im Grunde nur zwei Arten von Menschen auf der Welt gibt.

Man braucht gewisse Dinge, um ein Superschurke zu werden. Denken Sie jetzt nicht an eine Tarnidentität, das ist eher eine Sache für Helden. Nicht, dass es nicht nett wäre, wenn man die Maske ablegen und sich in der Menschenmenge und zwischen den Häusern der Alltagswelt verbergen könnte. Andererseits wäre das viel zu einfach – warum bemüht man sich, der tollkühnste Kriminelle der Erde zu werden (oder wenigstens zu den besten vier zu gehören), um sich davonzustehlen, sobald es brenzlig wird? Wenn man sich jederzeit verdrücken kann, ist es nur halb so schön. Bei jeder Verhaftung lesen sie mir im Prozess die Litanei meiner Verbrechen vor, die mit jedem Mal länger und schillernder wird. Man hat mich wegen Verbrechen auf dem Mond, in anderen

Jahrhunderten und in anderen Dimensionen angeklagt. Verdammt will ich sein, wenn ich mir das nehmen lasse.

Außerdem wollte ich nicht wieder das werden, was ich früher mal war. Helden haben diese Schwäche, Superschurken nicht. Wenn man ein Schurke wird, dann reißt man alle Brücken hinter sich nieder und stürzt ganz nach unten. Wenn man damit droht, einen Asteroiden auf den Planeten krachen zu lassen, um eine Milliarde Dollar zu erpressen oder damit Mona Lisas Gesicht gegen das eigene ausgetauscht wird, dann gibt es kein Netz und keinen doppelten Boden mehr. Man braucht einfach Mut, um den eigenen Überzeugungen gerecht zu werden.

Eine Nemesis sollte man allerdings haben. Meine ist CoreFire, ein Schwachkopf, der über Kräfte und Fähigkeiten verfügt, die weit über die eines Sterblichen hinausgehen. Wenn es etwas gibt, das CoreFire verwunden kann, dann habe ich es noch nicht gefunden, und glauben Sie nicht, dass ich nicht danach gesucht habe. Ich habe noch andere Gegner – die Champions, die sich aufgelöst haben, aber als Individuen nicht minder gefährlich sind. Damsel, Stormclouds Tochter, ihren Ex-Gatten, den Turner, und diese angebliche Elfe, die sie irgendwo aufgelesen haben. Im Lauf der Jahre habe ich gegen ein Dutzend Helden gekämpft, aber CoreFire ist der schlimmste. Schließlich habe ich ihn selbst erschaffen.

Man braucht auch eine Besessenheit. Meine ist der Zeta-Strahl, der Schlüssel zur ultimativen Macht. Das Geheimnis von CoreFires Kräften und das Feuer, das mich verbrannt